

Wiener Zeitschrift

f ü r
Kunst, Literatur, Theater
u n d
M o d e.

Dienstag, den 2. July 1833.

79

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modestück, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen vierteljährig um 6 fl., halbjährig um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer vierteljährig um 4 fl., halbjährig um 8 fl. und ganzjährig um 16 fl. C. M. bey N. Strauß's sel. Witwe in der Dorotheergasse Nr. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Felsmühle am See Attalières.

Novelle aus dem Feldzuge 1813 — 1814.

Von A. J. Büffel.

„Konrad!“ rief der . . . Lieutenant Wilhelm von . . . rg, „sattle schnell und sink, wir haben eine weite Strecke zu machen, denn ich bin von meinem Oberst beauftragt, noch heute Abend in Clavigny einzutreffen und dort dem Major von L . . eine wichtige Depesche zu überreichen, und muß morgen bis Mittag wieder zurück seyn. Nimm vier Flaschen von dem Burgunder mit, den mir der Hauswirth heute früh in mein Zimmer brachte, und vergiß deine Feldflasche nicht. Der Weg ist äußerst unwirthlich; wir stoßen lange auf kein Haus, noch viel weniger auf ein Dorf, um uns im Nothfalle zu erholen. Der Schnee ist tief, wir dürfen uns tüchtig zusammenehmen, wenn mir der Ritt nicht mißlingen soll. Ich verlasse mich auf meinen Braunen, er ist von frühesten Jugend an gewöhnt, Schneewiesen zu passiren und selbst die eisglatten Steige mit Verlässigkeit zu überschreiten.“ Konrad beeilte sich, die Anordnungen seines Herrn mit der strengsten Pünctlichkeit zu vollziehen. Er sattelte, schnallte, packte und schnürte mit Lust und Eifer, um von ihm nicht angedonnert zu werden. Er vergaß nicht das Geringste, aber am wenigsten sich selbst. Er haßte den Hunger und jede Entbehrung eben so wie den Feind, in dessen fröhlichem Lande er nicht selten den berühmten Übermuth rächte, womit er zu seinem tiefen Schmerze seit 1792 seine theure Heimat so oft mißhandeln sah. Die Hauswirthin, welcher er vom Morgen bis zum Abend mit den zierlichsten Complimenten und den schmeichelhaftesten Artigkeiten zuvorkam, war ihm sehr geneigt, und überraschte auch heute den „bon Conrad“ mit einer Quantität Weißbrot und einem Paar Flaschen Chambertin. Die Anhänglichkeit an seinen Herrn und sein unermüdetes Fleiß hatten ihm bey dem feindlichen Hauswirthspaaire eine solche Zuneigung erworben, daß sie ihn oft gegen die Launen seines Herrn in Schutz nahmen und heimlich mit besondern Leckerbissen labten. Besonders vergnügte sich die Frau am Nadbrechen der französischen Sprache, die er mit deutschen Worten und allem möglichen Kauderwelsch so durch einander würfelte, daß sie oft laut aufachte über den lustigen Galimathias oder „Gachis,“ wie

es die Frau nannte. Noch mehr belustigte sie aber das ganz abgeschmutzte Büchlein, das er bey sich trug. Es war der „Geschwinde Franzos,“ den er nie von sich ließ, um immer fertig zu seyn, wenn er etwas zu verlangen hatte.

Die Pferde waren vorgeführt. Wilhelm bestieg munter und frohgemuth seinen Braunen und Konrad schwang sich lustig auf seinen Siebenbürger, der ihn so oft durch die blutigsten Gefechte trug. Sie reichten dem Hauswirth und seiner Gemahlinn zu herzlichem Abschied die Hand und Wilhelm empfahl ihrer Sorge seine Effecten bis zu seiner Rückkunft, die höchstens zweymal vier und zwanzig Stunden lang sich aufschieben dürfte. „Madame, au plaisir de vous revoir,“ rief Wilhelm und drückte den Helm recht fest in den Kopf, und Konrad, indem er ihr die Hand küßte, rief: „Madame, vive votre Chambertin, vous et votre mari!“

Herr und Diener flogen davon. Die flüchtigen Hufe schleuderten die Schneeschollen auf, und in einigen Minuten waren sie den Augen ihrer gastlichen Hauswirthin entschwunden.

Der edle Anstand Wilhelms von . . . rg, sein männlich-kriegerischer Sinn und sein gefälliger Ton ließen sie seit seinem Aufenthalte vergessen, daß er ein Deutscher, daß er ein Feind sey, der das stolze Frankreich mit belagerte. Die treffliche Erziehung, die Gewandtheit in der französischen Sprache erregten ihre Bewunderung, und versöhnten sie mit der Schmach, von deutscher Waffenhand gedemüthigt zu werden — sie, die bis zur gemeinen Poissarde herab mit Hohn und Verachtung sich über Deutschland aussprachen. Die Frau sah sich ungemein geehrt durch das Vertrauen eines deutschen Officiers, der seine Kostbarkeiten, seine Effecten, seine Papiere ihrer Obhut anvertraute und sie hegte das aufrichtige Verlangen, ihn recht bald wieder in ihrem Hause bewirthen zu können.

So heiter die Nachmittagsstunden waren, so sehr undüsterte sich gegen fünf Uhr Abends der ganze Himmel. Das dichteste Schneegestöber stürmte vom Himmel, der Nordwind brauste und wirbelte die Flocken im wildesten Tanze durch einander. Der ganze Horizont war mit einer graulichen Nacht umhüllt. Der Flockensturm wüthete und raste so furchtbar, als wollte er die ganze Gegend mit einer nie mehr zu vertilgenden Schneemasse auf ewig bedecken und begraben — als gälte es Dörfer und Schlösser zu zertrümmern und sie in den tobenden Schneestockentanz wie Spreu zu jagen und alle Pfade für immer zu verschütten. „Gott sey uns gnädig!“ rief die Frau, „mir bangt für Wilhelm und den guten Konrad! Nirgends eine Hütte, die sie aufnehmen — nichts als finstere Waldungen und unwegsame Steige. Sie sind verloren, wenn sie von der Straße abkommen, und wer findet bey einem solchen Wetter den rechten Pfad, wenn ihn der zürnende Himmel verschüttet? Bis Clavigny sind zwölf Stunden, die sie in sechs zurückzulegen vorhatten. An der Grenze verwirren sich die Wege. Die Thalschluchten beginnen und sie laufen Gefahr, sich in den großen Wäldern zu verirren und vom Frost zu erstarren, so sehr sie sich mit Mänteln verwahrten.“ — „Seh sorgenlos,“ sagte Koubiot, „es sind deutsche Soldaten, die den Winter und sein Ungemach besser kennen als wir, obschon er sich bey uns auch in keinem galanten und leichten Gewände sehen läßt. Jedemfalls trogen sie seinen Stürmen leichter, als wir in Rußland — Diese Deutschen sind Bären von Haus aus, ich kenne sie zu gut; sie spielen mit dem

Winter und mit seinen Schrecken und darum bin ich für den Officier eben so unbesorgt, wie für Konrad, den dein Chambertin gewiß wieder erweckt, wenn er schon halb erfroren in den kalten Armen des Schnees zu entschlummern scheint. Und — liebe Charlotte — Gott sey mit ihnen — ich kenne keinen Haß, aber diese Deutschen mögen — — “ Er verschluckte das letzte Wort. „Ey doch nicht erfrieren?“ rief sie. „Wir sind lästiger Gäste ledig und quitt -- wir sehen keinen Deutschen mehr in diesem Hause und dürfen uns nicht mehr erinern lassen, daß wir ihre Besiegten sind; denn es kränkt mich zu tief, Jene meine Gäste nennen zu müssen, die wir sonst schlugen und besiegten!“

„Aber dieser edle, gebildete, feine Mann, dieser treffliche Officier! wie herrlich spricht er Frankreichs Sprache! Ist er uns nicht schon darum näher?“ „Eben darum nur noch gehässiger,“ erwiderte er, „weil er sich die Fertigkeit aneignete, in unserer Sprache uns zu täuschen — französische Gesinnung zu affectiren und uns mit deutschem Hochmuth zu höhnen. Zwar ich ehre den Muth an dem Deutschen eben so sehr wie an dem Spanier — ich habe sie beyde kennen gelernt und drückte dem Erstern oft die Hand, obwohl wir kurz zuvor in der Schlacht uns gegenüberstanden. Ich bin nicht böse von Gemüth, aber ich leide fürchterlich, so lange ich einen Deutschen auf Frankreichs schönen Fluren sehe.“ Sie ruhete nicht, bis sie ihren Gemahl besänftigt hatte. Er mußte seinen auflohernden Haß bezähmen, er mußte ihr auf die Hand geloben, daß er den beyden Deutschen kein Unglück wünsche. „Nun ja,“ rief er aus, „wir haben die Rollen vertauscht — sie sind nun als Sieger auf unserm Grund und Boden — sie können jetzt uns gebieten, uns Gesetze dictiren und unsere Weinkeller leeren, nachdem wir viele Jahre ihren Wohlstand muthwillig — freylich als Sieger, als ruhmgelohnte Männer, zertreten hatten. — Charlotte, sie mögen wiederkommen, glücklich, wohlbehalten! Der Lieutenant gefällt mir, ich bin ihm gut, weil er Beweise der Tapferkeit gab und unsern Waffenruhm gegen jede Verleumdung in Schutz nimmt. Aber nur nicht nach Attalières mög' ihn das Unglück führen! — Dort wüthet unverföhnlicher Haß gegen die Deutschen, er wüthet gräßlich; ich weiß, ich kenne die Quelle desselben!“ — „Dahin sind sie ja nicht gesendet,“ unterbrach sie ihn, „und sollte sie das Mißgeschick dahin führen, so werden sie Mittel finden, diesem Hassse entweder auszuweichen oder ihn zu bändigen.“ — „Charlotte, bist du eine Deutsche geworden? — Ich staune über deine Theilnahme! Du, die Französin, zitterst für das mögliche Unglück zweyer Deutschen? Überlaß sie dem Schutze des Himmels und ihrem Muth.“ —

Mit diesen Worten entfernte er sich. Die Gattinn ward unruhiger als zuvor, sie konnte sich die schnellen Widersprüche ihres Gatten nicht enträthseln; hätte sie aber bemerkt, wie er im Hinausgehen schadenfroh lächelte, so würde sie bald errathen haben, daß ihn heute der Geist des Widerspruches in seiner ganzen Gewalt hatte, daß es ihm aber mit seinem Hassse bey weitem nicht so Ernst war, obschon ein schnelles Auflohernd gekränkten Nationalstolzes in einen augenblicklichen Haß überzugehen schien.

Um sie wieder zu versöhnen, lud er ohne ihr Vorwissen den Obersten nebst mehreren andern Officieren zu einer Abendparthie ein, denn es war ihm Bedürfnis, unter Soldaten zu leben, besonders wenn er aus ihrem frühern Umgange an ihnen solche Eigenschaften fand, die dem feinen französischen Krieger von Erziehung unter allen Verhältnissen theuer bleiben. — Char-

lotte Koubiot war äußerst angenehm überrascht, als sie diese Einladung erfahren hatte. Der Abend ging unter heitern Gesprächen beym Genuße aus-
erlesener Weine und Speisen vorüber, und Koubiot brachte mit seiner
Frau und den übrigen Gästen ein: „Vive Guillaume avec son Conrad“ aus.

(Die Fortsetzung folgt.)

D i e T r ä u m e.

Werd' ich euch nimmer wiedersehen,
Ihr Bilder meiner schönsten Zeit?
Kein Stündchen mehr kann ich erblicken,
Kein Stündchen der Vergangenheit?
Werd' ich euch nirgend wiederfinden,
Weilt ihr in einer schönern Flur?
Flieht ihr aus diesen Nebelgründen
In eine lichtere Natur?

O, kehret wieder, kehret wieder,
Die meine Seele einst geschwellt,
Du Heimat aller meiner Lieder,
Du meiner Träume Wunderwelt!
Noch lebt ihr tief in meiner Seele,
Und nahend mit der Freude Schwung,
Auf des Gesangs melod'scher Welle
Ergreift mich die Erinnerung.

Wie Frühlingsweh'n floh'n meine Tage,
Geschaukelt in der Freude Schooß;
Fremd meiner Brust war Schmerz und Klage,
Mit Göttern tausch' ich nicht mein Loos.
Im Busen eine Welt voll Träume,
Die träumend ich mir selber schuf,
Trug ich bis zu der Sphären Räume
Laut jubelnd meinen Freudenruf.

Da lag vor meinen trunk'nen Blicken
Die Welt so schön, so klar und groß;
Und wie der Grieche mit Entzücken
Einst seiner Schöpfung Reiz umschloß,
So hing ich froh am gold'nen Scheine,
Am heitern Regenbogenspiel,
Dess' siebenfacher Strahl in meine
Geträumten Himmel niederfiel.

Da ward das Leben mir zum Spiele,
Und angelockt vom ferhen Strahl,
Am Gängelbände der Gefühle
Stieg ich empor zum Ideal.
Mit reinem, unentweih'ten Blicke,
Natur, hing ich an deiner Brust,
Nichts fehlte mir zu meinem Glücke,
Nichts mangelte zu meiner Lust.

Der Alten fabelhafte Welten,
 Voll Leben, Farben, Geist und Licht,
 Mit ihren Göttern, ihren Helden,
 Wen rührten ihre Zauber nicht?
 Wie oft stand ich am Schiffsgestade,
 Bis der Syringen Schmerz erklang;
 Wie hoch entzückt, wenn die Najaide
 Vom hohen Felsen niedersprang!

Wenn sich der Sonnenwagen senkte,
 Und zu der Liebe weichem Pfühl
 Cythere ihren Wagen lenkte,
 Wie ward mir da das Herz so still!
 Wer malt die Wollust meiner Thräne,
 Wer sagt, wie mir dereinst geschah,
 Wenn leicht hingleitend dort Selene
 Nach ihrem Schäfer niedersah?

Du schöner Wahn der schönsten Stunden —
 Der schleiche schweigend in sein Grab,
 Wer deine Zauber nie empfunden,
 Ihm fallen keine Blüthen ab.
 Ihm war das Höchste nie gegeben,
 Kein Gott ging leitend ihm voran —
 Klach, kalt und trocken ist das Leben,
 Befeligend ist nur der Wahn.

Und wie ein Kind in Liebesarmen
 Die Hände nach der Mutter spannt,
 Wollt' ich die Wirklichkeit umarmen,
 Und bot ihr freundlich meine Hand.
 Doch ach, in ihren öden Tiefen
 Erstarb die schöne Wunderwelt,
 Die Himmelstöne all' entschliefen,
 Die mir den Busen einst geschwellt.

Wie schnell zerriß der dünne Schleier,
 Der einst den ungeheuren Sarg
 Der Welt und ihrer Ungeheuer
 Wohlthätig meinem Auge barg!
 Und nach der Schöpfung weit'sten Sphären
 Sandt' ich verzweifelnd meinen Blick,
 Spurlos, ach, mußte er wiederkehren,
 Und nicht ein Schatten blieb zurück.

Hülflos auf unbekanntem Wegen,
 Stand ich, starr von des Lebens Frost:
 Niemand kam freundlich mir entgegen,
 Und brachte dem Verirrten Trost.
 Da nahte sich ein himmlisch Wesen,
 Die Dichtung mit dem Zauberstab,
 Von ihrem Hauch war ich genesen,
 Fiel meines Kummers Bürde ab.

Und in dem Zauberland der Lieder,
 Wohin sie liebend mich geführt,
 fand ich die Wesen alle wieder,
 Sie, die mich einst so tief gerührt.
 Nur in der Dichtung heitern Tempeln
 Blüht unser Lebens Paradies —
 Mag mich die Welt zum Träumer stempeln,
 Es träumt sich gar zu süß!

Frans von Erco.

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Mailand.

Lange bin ich mit meinen Berichten über die Scala in Rückstand geblieben, und zwey volle Stagioni sind vorüber, ohne daß ich besondern Anlaß gefunden hätte, mich mit meinen Nachrichten zu beeilen. Da ich aber doch vergebens auf etwas Besseres warten würde, so will ich im Fluge die Leistungen der vergangenen Herbst- und Carnivalstagione berühren. Hierzu stärkte ich mich vorerst mit der philosophischen Betrachtung, daß jede Kunstanstalt, so wie überhaupt jede Reihe menschlicher Bestrebungen unaufhörlich sich im Kreise bewege zwischen dem Hochpuncte vollendeter Leistung und dem entgegengesetzten Pole des Verfalles. Zwar erreicht die Scala diesen Gipfel noch nicht: wohl aber soll dort das Thermometer seit langen Jahren nicht so tief gestanden seyn, als in der letzten Herbststagione. Eine neue Impresa hatte die Leitung der k. Theater der Scala und Canobbiana mit dem gewöhnlichen jährlichen Zuschusse der Regierung von ungefähr 100000 fl. übernommen, und Alles war gespannt, in wie fern sie den gerechten Erwartungen des Publicums Genüge leisten würde. Am 15. September begannen die Vorstellungen auf der Scala mit der älteren, aber in Mailand noch nicht gegebenen Oper: „Caritea“ von Mercadante. Eine Oper von bisher mindestens zweifelhaftem Erfolge, die noch dazu des Reizes der Neuheit entbehrte, da ihre bessern Stellen durch Clavierauszüge und Ballettmusik bereits allgemein bekannt waren, und deren schwierige Singparthien Sänger di primissima sfera fordern, konnte, da letztere nicht vorhanden waren, keinen hohen Anspruch auf den Beyfall des Publicums machen. Die k. bayrische Hofopernsängerin, Dlle. Vial führte die, ihrem Wesen nicht zusagende Titeltrolche aus; ihre schöne Sopranstimme und gute Gesangsmethode fand Anerkennung, aber gewagt ist es immerhin für beginnende, besonders für fremde Künstlerinnen, gleich vorweg in der Scala aufzutreten, wo der Vergleich mit den vollendetsten Virtuosen, für die jene Bühne ein würdiger Schauplatz ist, so nahe liegt! Der brave Contrealt, Mad. Fabbrica und der unermüdete Bassist Giordani thaten ihr Möglichstes; von dem Tenor Bianfi läßt sich eigentlich nichts weiter sagen, als daß er kein Tenor, sondern ein Bariton ist. — Der 22. September brachte zwar keine Neuigkeit, aber doch eine Veränderung auf die Scala; es wurde „Chiara di Rosenberg“ gegeben. Diese Opera buffa, im vorhergehenden Herbst für die Scala und die damals dort wirkenden ausgezeichneten Sänger eigens von Ricci geschrieben, hatte durch ihren innern Werth und durch die treffliche Ausführung den Glanzpunct der damaligen Stagione gebildet und war der Liebling des Publicums geworden. Es ist aber hierlands eine mißliche Sache, eine Oper, die für gewisse Sänger geschrieben wurde, auf derselben Bühne mit veränderter (und gar mit geringerer) Besetzung zur Wiederholung zu bringen, da auch anerkannte Meisterstücke dramatischer Tonkunst bey abermaliger Einführung in die Scene hart gegen den mangelnden Reiz der Neuheit anzukämpfen haben. Das Publicum erkannte den aufgefressenen Liebling im unscheinbaren Kleide, freute sich der Musik, war aber unzufrieden mit der Ausführung. Der Vergleich mit ihren trefflichen Vorgängern schadete den Sängern; Dlle. Melas ersetzte mit ihrem gefälligen Organe die frisch zum Herzen dringende Stimme der Giulietta Crisi eben so wenig, als Spada den ausgezeichneten Buffo Vincenzo Galli, oder Giordani den beliebten Basso cantante Badioli vergessen machte. Dennoch erfreute sich „Chiara“ eines zahlreicheren Besuches, als ihre diesjährigen Mitschwester, denn man fand das Überbleibsel des vorigen Mahles immer noch schmachhafter als die neu zubereiteten Schaugerichte. — Am 27. October ging die Oper: „Ismaia, oder: Tod und Liebe“, Musik von Mercadante, Text von Romani, in die Scene. Der Text brachte eine nicht geringe Bewegung unter

die hiesigen Kritiker. Romani, der sich durch seine wohlklingenden, für musicalische Begleitung so ganz geschaffenen Verse unter den heutigen Operndichtern Italiens den unbestrittenen Vorrang erworben hat, ist bey aller Erfindungsgabe für einzelne dramatische Situationen in der Wahl des Stoffes zu seinen Opernbüchlein selten glücklich; zudem neigt er sich entschieden zur neuern französischen Literatur hin, und sucht da, so gut es gehen mag, seinen Gegenstand heraus, anstatt ihn aus seiner eigenen fruchtbaren Phantasie, die ihm gewiß Besseres darböte, zu schöpfen. Diesmal führte er uns eine aus *D'Arlicourt* entlehnte Geistergeschichte auf. Ein verliebter Ritter vergiftet seines Gelübdes und muß deshalb zu Ende des ersten Actes sterben; er kann aber keine Ruhe finden, wenn das Weib, die Ursache seines Todes, sich nicht mit seinem Schatten vermählt; dies geschieht, und die Geliebte sühnt mit ihrem Leben des Ritters Schuld. Eine Geistergeschichte ist etwas ganz Neues in der italienisch-dramatischen Literatur, darum that sich auch Romani nicht wenig auf diese Entdeckung zu Gute, indem er sich auf „Faust“, „Don Juan“ und den „Frenschüh“ beruft. Aber die Kritiker fallen über ihn her, sie hätten, meinen sie, mit diesem ersten Versuche genug, und wollten die Freugebigkeit des Autors auf keine härtere Probe stellen. Der klare, verständige, ich möchte sagen, nüchterne Sinn der Italiener liebt überhaupt das Wunderbare nicht, und noch weniger die Vermischung und das Hereinschauen des Geisterlebens in unser alltägliches Daseyn („die heutige *civil società* befriedigt sich nicht mehr mit solchen phantastischen Thorheiten,“ sagt ein Kritiker). Aber Romani kannte auch offenbar die Lebensart im Reiche der Geister zu wenig; der Schatten spricht, agirt und handelt den ganzen zweyten Act hindurch genau auf dieselbe irdische Weise, wie weiland der Ritter selbst, und man sollte darauf schwören, der letztere sey leibhaftig herabgestiegen, selbst ohne sein Hochzeitgewand zu vergessen — wenn nicht plötzlich eine dicke Wolke ihn unsern Blicken entzöge, und so muß es wohl ein Schatten, oder vielmehr ein Gespenst gewesen seyn! Die Musik sprach nicht an; *Mercadante* fällt in seinen Compositionen in den entgegengesetzten Fehler der *Rossini'schen* Schule. Diese opferte der Melodie die Harmonie und den dramatischen Ausdruck; ersterer sucht durch Tonmassen zu wirken, und bewegt sich, mit bedeutender Vernachlässigung der eigentlichen Singparthien in der Instrumentalmusik und in Chören, wodurch abermals der dramatische Ausdruck verloren geht, denn die Oper kommt, so zu sagen, gar nicht zu Worte. Gute Instrumentation, treffliche Chöre, schwache Solostücke, die unter dem Lärm des Orchesters zum Theil ungehört verhallen; diese Eigenschaften stellen sich in *Mercadante's* neuester Schöpfung heraus. Das Zeitatler der Erfindung in der italienischen Opernmusik scheint übrigens vorüber, und diese göttliche Gabe den heutigen Compositors nur in schwachen Umrissen eigen zu seyn. Einer nährt sich mit den Reminiscenzen des andern, und der letzte mit jenen eines Fremden. Diesmal erinnerte *Mercadante* in den wenigen Motiven an *Bellini*, welcher wieder an *Mozart*, *Spontini*, *Haydn*, *Beethoven* erinnert. Und so sind es die Brosamen jener unsterblichen Meister, welche in dem Lande der Tonkunst unter veränderter Firma das Glück ihrer Bearbeiter und die Lust des Publicums ausmachen! — Unter den einzelnen Stücken von „*Jemalia*“ gefiel besonders ein origineller, dem *Macbeth'schen* nachgebildeter Horenchor. Im zweyten Acte: *ehe — canta un morto!* Man meinte aber, dieser revenant müsse nicht viel von der himmlischen Musik profitirt haben, es sey denn, daß unsere sterblichen Ohren noch nicht den rechten Geschmack daran finden könnten. Überhaupt war die Ausführung weniger als mittelmäßig, und ich brauche der Sänger nicht weiter zu erwähnen, da man von ihren Lauten ohnehin nicht genug vernahm, auch wo die Composition es ihnen gestattet hätte, um sie beurtheilen zu können. — Am 17. November wurde „*Elena und Malvina*,“ ein Melodrama *semiseria*, von *Francesco Schira*, gegeben. Musik, Darstellung und Ausstattung, kurz die ganze Oper gab keinen Stoff zu einer vernünftigen Kritik. Freylich war die Oper eine überzählige, *di ripiego*, und einem „geschenkten Gaul“ ic. — allein man fühlt sich gedrungen, auszurufen: *Timeo et Danaos*. — Die edle *Scala*, der Tempel, wo es sich die gefeyertsten Kunstheroen zur Ehre anrechneten, sich dem gewähltesten Publicum vorzustellen, welche mit Recht als eine der größten und würdigsten Anstalten für Opernmusik gilt, diese that, das Haupt mit Asche bestreut, in der einzigen Vorstellung genannten Nachwerkes reuige Buße für vergangene und künftige Sünden. Es wäre unchristlich, der Büsserinn den Schleyer vom Antlitze zu ziehen, darum wollen wir jenen Abend der verdienten Vergessenheit durch eine ausführliche Schilderung nicht entziehen. — Die beyden Ballete der *Stagione* waren von dem Balletmeister *Monticini* componirt; das erste, „*Beatrice Tenda*,“ dessen Stoff die *Miländer* Geschichte geliefert hat, ist eine Wiederauf-

lage der Geschichte der „Anna Boleyn,“ und bewahrt die Vorzüge einer regelmäßigen Durchführung, eines immer steigenden Interesses der Handlung und einer effectvollen Entwicklung, doch vermiste man genügende Tanzstücke darin. Das Costüm war reich und geschmackvoll, ein jetzt selten zu ertheilendes Lob! Das zweyte Ballet: „Columbus auf der Insel Cuba,“ vereinigt in sich eine lebhafte Handlung, eine gut angelegte Entwicklung, wobey insbesondere die Verschwörungsscene auf Columbus Schiffe zu loben war, mit gefälligen, die weite Bühne belebenden Tänzen; doch vermindert sich das Interesse gegen das Ende, und es erscheint der Mangel einer gehaltenen Durchführung. Es ist eine alte Klage, daß man bey der Aufführung von Balleten auf die historische Wahrscheinlichkeit eben so wenig Rücksicht nimmt, als auf die innere Wahrheit und Consequenz des Gegenstandes. Es genüge an der Beschreibung einiger Stellen der eben genannten mimischen Production: Die Indianer auf Cuba feyern mit festlichen Spielen die Verlobung von Azima und Caonabo; da verkündigen Kanonenschiffe die nahende Flotte des Columbus und entsezt, betäubt, flieht das indische Volk. Nichts desto weniger springt, als das Admiralschiff am Ufer anlegt, und die Leiter auswirft, ein gefälliger Indianer herbey, hält unterthänig die Leiter, bis sich die fremden Männer ausgeschiffet haben, und entfernt sich sodann ganz ruhig und unbefangen. Zu weit aber ging offenbar das Streben nach historischer Treue, als sich die hübschen jungen Mädchen, welche als Zöglinge der hiesigen Tanzschule das Balletcorps bilden, ihren indianischen Rollen zu Liebe mit einer gelben, sie entstellenden Farbe bedecken mußten; zu weit die äußere Nachahmungssucht, als die allegorischen Gestalten der Tapferkeit, des Muthes, des Glückes und der Unsterblichkeit, welche dem Columbus im Traume erscheinen, mit häßlichen Larven bedeckt auftreten. — Noch muß ich eines schmerzlichen Verlustes erwähnen, welchen die Scala mit dem Beginne dieser Stagione erlitt; die Decorationen sind nicht mehr von der Hand des unvergleichlichen, unerseßlichen *Sanquirico*. Drey seiner Schüler haben sich in die Attribute des Meisters getheilt, aber bey allem Fleiße in der Ausföhrung, leuchtet aus ihren Gebilden keineswegs der schöpferische Funke des Genies, ohne welchen Topf und Pinsel — Topf und Pinsel bleiben.

(Der Schluß folgt.)

Für Liebhaber der Botanik.

In den Gewächshäusern des k. k. Hofgartens zu Schönbrunn blühen jetzt folgende Gewächse:

- Alstroemeria salsilloides.* (*Martius.*) Aus Brasilien. Asphodeleae. Hexandria, Monogynia.
Brunfelsia undulata. (*Swarz.*) Aus Westindien. Solanaceae. Didynamia, Angiospermia.
Cordyline cannaefolia. (*R. Brown.*) Aus Neuhoiland. Asphodeleae. Hexandria, Monogynia.
Elaeodendron australe. (*Ventenat.*) Aus Neuhoiland. Celastrinae. Pentandria, Monogynia.
Erica praegnans. (*Andrews.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Ericaceae. Octandria, Monogynia.
 — *spuria.* (*Andrews.*) — — — — —
 — *ventricosa, purpurea.* (*Hortorum.*) — — — — —
Isoplexis canariensis. (*Lindley.*) Von den canarischen Inseln. Scrofularinae. Didynamia, Angiospermia.
 — — *Sceptrum.* (*Lindley.*) — — — — —
Leptospermum flavescens. (*Smith.*) Aus Neuhoiland. Myrtaceae. Icosandria, Monogynia.
Lomatia longifolia. (*R. Brown.*) Aus Neuhoiland. Proteaceae. Tetrandria, Monogynia.
Ludia sessiliflora. (*Lamark.*) Von der Mauritius-Insel. Bixineae. Polyandria, Monogynia.
Melastoma cymosum. (*Wendland.*) Von Sierra-Leone. Melastomaceae. Decandria, Monogynia.
Olea exasperata. (*Jacquin.*) Vom Vorgeb. d. g. Hoff. Oleinae. Diandria, Monogynia.
Xerotes longifolia. (*R. Brown.*) Aus Neuhoiland. Junceae. Dioecia, Hexandria.

(Mit Nr. 27 des Notizenblattes.)

Herausgeber und Redacteur: Johann Schickh.

Gedruckt bey Anton Strauß's sel. Witwe.